



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

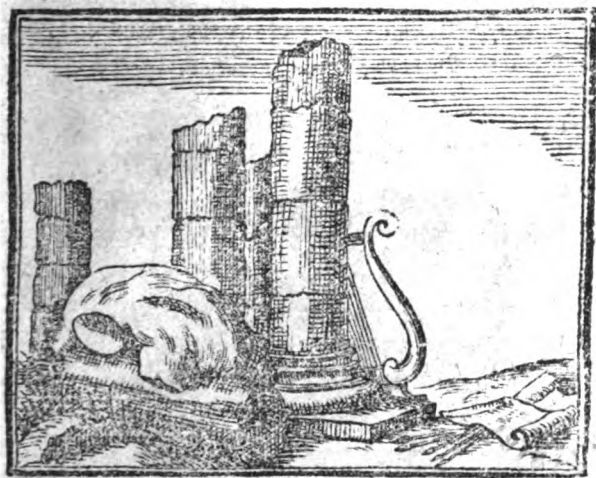


HERDER.

*F. Tischbein pinx.*

*Gottlieb sc.*

Neue Bibliothek  
der schönen  
**Wissenschaften**  
und  
der freyen Künste.



Fünf und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

---

Leipzig,  
In der Dyckschen Buchhandlung. 1795.

III.

Musenalmanach fürs Jahr 1795. Herausgegeben von Johann Heinrich Voss. Hamburg bey C. E. Bohn. 188 S.

Poetische Blumenlese aufs Jahr 1795. Göttingen bey J. E. Dietrich. 243 S. (mit einem wohlgerathnen Bildnisse des verstorbenen Bürger von Kirpenhausen, und einem höchst elenden Titeltupfer von Chodowiecky.)

Der Vossische Musenalmanach, welcher mehrere Jahre hindurch den ersten Rang unter seinen Brüdern in Deutschland einnahm, ist in diesem Jahre bis zu der Mittelmäßigkeit der übrigen herabgesunken. Noch nie ist die Anzahl guter Arbeiten in demselben so klein gewesen. Etwas vortreffliches sucht man umsonst; und die berühmten Namen, welche in dem Register prangen, leisten diesmal keine Gewähr für den Werth ihrer Beyträge.

Ein Einfall des ältesten und fruchtbarsten unserer Dichter, des biedern Gleim, eröffnet die Sammlung. Seine Beyträge sind diesmal sehr zahlreich, und in einigen derselben bewundert man den freyen und raschen Gang, der vor nun fast vierzig Jahren die unsterblichen Lieder des preussischen Grenadiers so vortheilhaft auszeichnete. Dieses gilt vorzüglich von der Ode S. 48. in welcher nur die einförmige Ausführung des Gedans

bankens, der Mensch sey auch den stärksten Thieren überlegen, zu tadeln ist; und von dem Liede S. 110. in welchem uns jedoch der Inhalt mit dem Tone nicht recht zu harmonieren scheint. Nur von folgenden Stanzas kann man sagen, daß sie einen Gedanken enthalten:

Aus dem Glase zu den Sternen  
Aufgeflogen ist mein Geist!  
Weise Trunkenheit zu lernen  
Bracht' ich's meinem lieben Kleist.

Bracht' ich's allen meinen Lieben,  
Die getreu geblieben sind,  
Und sich in den Tod betrüben,  
Um ein falsches Menschenkind.

Dem Gespräche S. 90. wünscht man etwas mehr Gedrängtheit und Kürze; Eigenschaften, die man leider in den Werken dieses Dichters nur zu oft vermißt. In seinen übrigen Beiträgen findet man die gewohnte Simplicität seiner Muse, mit ein wenig Nachlässigkeit gepaart; bisweilen auch eine seltsame Originalität. So lesen wir in dem Gedichte, über den Zahn der Zeit, folgende Verse:

Wie manche Ruderbank, wie manches Königs  
Ehron

Ist nicht geschmaußt von ihm! Ach! Er, der alte  
Fresser,

Braucht keine Gabel, braucht kein Messer;

Er braucht nur sich; er frißt,

Frißt alles, was zu fressen ist.

Zwey

Zwey Oden von der Karschin, in dem Charakter der deutschen Sappho gedichtet, gehören zu den besten Stücken der ganzen Sammlung. In der einen S. 5. forbert sie die griechische Sappho auf, vom Olymp herab auf ihre Nebenbuhlerin zu sehn, und sie wegen der Wirkung ihrer Lieder und ihres Glücks in der Liebe zu beneiden. Lächelnd sieht Thyrsis der Dichterin gegenüber und lauscht auf ihre Gesänge:

Seine Rechte liegt in meiner Linken,  
 Ich vergesse Rebensaft zu trinken,  
 Lachs und Schmerle bleiben vor mir stehn,  
 Mit mir spricht die lieblichste der Zungen;  
 O dann sing' ich, was du nie gesungen,  
 Worte, die aus Thyrsis Herzen gehn.

Dieser letzte Zug ist meisterhaft, und entschädigt für eine Menge schwacher und unrichtiger Gedanken. Wenn sie z. B. sagen will, der Lorber, den sie aus Thyrsis Hand empfangen habe, sey ihr unschätzbar, so drückt sie dieß so aus:

Siehe mich mit diesem Lorber prahlen,  
 Mir mit keinem Golde zu bezahlen,  
 Nicht mit Perlen, die der Himmel thaut.

Das heißt also wohl mit Thau- oder Regentropfen? Wahrscheinlich schwebte der Dichterin der Begriff der Kostbarkeit und der Menge zu gleicher Zeit vor, und sie war so unglücklich, die wirklichen Perlen mit den uneigentlichen zu vermischen. Doch wir wollen uns bey den Fehlern

einer verstorbenen und schätzbaren Dichterin nicht aufhalten. Ihre Manier ist bekannt. Die neuesten, bewundernswürdigsten und kühnsten Bilder wechseln in ihren Gedichten mit kleinlichen, schwachen und dünn ausgesponnenen Gedanken ab. Ihre poetische Ader gleicht einer Quelle, die bisweilen in starken Strahlen emporprudelt, und, bis die erschöpfte Kraft wieder ersetzt ist, als ein dünner Faden fließt.

Zwey Lieder eines Herrn von Kdpten erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. In dem ersten ist ein sehr interessanter Gegenstand, die Freuden der Kindheit, auf eine höchst dürftige und kindische Weise behandelt. Du, sagt er zu der Freude,

Du, du selber sprangest mitten  
durch getürmten Schnees mir vor,  
saßest mit im kleinen Schlitten,  
oder spanntest dich davor.

Auf eine ähnliche Weise geht er die übrigen Kinderspiele durch, und läßt bey einem jeden die Freude voraus, nebenher oder hinterdrein laufen. — In dem zweyten S. 149. die Vergessenheit überschrieben, ist der zum Grunde liegende Gedanke ebenfalls weit besser als die Ausführung. Ein großer Fehler in der Poesie! Nur das Bild der Göttinn Vergessenheit selbst, die

Vorwärts immer den sanften Blick, im Antlitz  
himmlische Ruhe,  
einst der heiligen Letze leib' entschwebte;  
scheint

scheint uns neu; oder wenn auch das nicht, doch schön und geistreich. Weiterhin stößt man auf mehr als einen unglücklichen Ausdruck. Die übergenährte Götterflamme wuchs zu freßendem Feuer. Folgendes ist unverständlich

wenn auch verbarrescht war

Was Beleidigung traf; doch schwor in blinder  
Wunde der Stachel.

Die Worte: was Beleidigung traf, können auf keine Weise so viel bedeuten, als: die Wunde, welche die Beleidigung geschlagen hatte.

Unter den drey Gedichten, welche Hr. Mathison zu dieser Sammlung beygetragen hat, ist keines, das seiner würdig wäre, wenigstens keines, womit ein gesunder Geschmack zufrieden seyn könnte. In dem Siegesgesang für Freye, S. 12. ist der Dichter offenbar nicht in seiner Sphäre. Das Ganze ist ein frostiges, gedankenleeres Cento in poetischen Phrasen, deren man sich aus dem Klopstock, Opian u. a. erinnert. Es wäre zu beklagen, wenn dieser Dichter sein schönes Talent vernachlässigte, weil er den Gipfel der Vollkommenheit schon errungen zu haben glaubte. Die beyden andern Kleinigkeiten sind in des Verfassers eigenthümlichen, aber verschlimmertem Manier. Es ist zu fürchten, daß ihm, der das Bunte so sehr liebt, bald nichts mehr bunt, glänzend und lieblich genug seyn wird. Wie viel Glanz, Licht und Pracht ist nicht in folgenden Strophen verschwendet!

Det-



Holder Knabe, du athmest : schnell entknospet  
 Ros' auf Ros', und es malt sich aus entwölftem  
 Aether glänzend, im Stromkrystall, die Goldfrucht  
 Magischer Hayne.

11.

Holder Knabe, du lächelst : hehr im Frühschein  
 Vor Elysiums Maitag, glühn die Nebel  
 Im Gefilde der Künftigkeit, und röthen  
 Freundlich die Gräber.

Eine solche Sprache nannten unsere guten A-  
 fen Jobus, und warnten davor, als vor einem  
 gefährlichen und dem Geschmacke verderblichen  
 Fehler. Wir gestehen sehr gern, daß wir in diesen  
 Zeilen nichts als Worte sehen, und daß wir uns  
 unfähig fühlen, die sich jagenden und drängenden  
 Bilder in unsrer Phantasie zur Klarheit zu brin-  
 gen, oder den unter der dichten Hülle von Figu-  
 ren aller Art vergrabnen Sinn rein heraus zu  
 ziehn. Was sollen z. B. die magischen Hayne  
 seyn, deren Goldfrucht, wenn Eros athmet, aus  
 dem entwölftem Aether hervorglänzen und sich  
 im Stromkrystall spiegeln? Im Stromkrystall?  
 Wir wollen glauben, daß der Dichter ein reines,  
 krystallhelles Wasser gemeint habe. Aber muß  
 das nicht, aller Analogie zu folge, ein Krystall-  
 strom heißen? Und wozu dient es, neue Wörter  
 zu schmieden, wenn die alten und hergebrachten  
 eben so bedeutend, wohlklingend und edel sind.  
 Ist Frühschein besser als Morgenroth? Künf-  
 tigkeit besser als Zukunft? Es ist offenbar, daß  
 die üppige Phantasie dieses Dichters, dessen Ver-  
 dienste wir übrigens gar nicht verkennen, dem  
 Reize

Reize auf Kosten der Schönheit huldigt, welcher er gar wohl reinere Opfer zu bringen im Stande wäre.

Von Pfeffel finden wir S. 33. eine recht artige Fabel, deren Inhalt aber doch schwerlich die Anwendung leiden dürfte, welche der Verfasser von demselben gemacht hat. Wenn die Rase die Aegypter, die Sans die Römer, der Kauf die Athenienser für das erste Volk der Welt erklärt, und die Rase die Quelle ihrer Urtheile entdeckt, so vergleicht man diese Handlung mit dem Verfahren der meisten Menschen, die ihre Urtheile über den Werth und Unwerth andrer nach den Vortheilen einrichten, die sie von denselben erhalten oder zu erwarten haben. Wie aber das, was der Dichter als Moral hinzusetzt:

Dies, lieber Voss, ist die Geschichte  
der Lehrsysteme: jedes trägt  
ein Ruttermal in dem Gesichte  
vom Egoismus ausgeprägt.

aus der Handlung folgen könne, sehen wir nicht ein.

Von Ebert ein schon bekanntes Gedicht auf die Rückkehr des Herzogs von Braunschweig S. 39. Man freut sich an der einfachen, männlichen und correcten Sprache, die unter unsern Dichtern immer seltner und seltner wird. Möchten doch die Deutschen jederzeit das Lob verdienen, das ihnen hier erteilt wird:

Euch

Euch aber, deutsche Männer, Heil!  
 Denn Menschlichkeit, stets im Geleite  
 Der Gottesfurcht, ist euer Theil;  
 Im Frieden Zucht, und Zucht im Streite;  
 Wiß, sonder Ueberwiß und Tand;  
 Gesunder, männlicher Verstand;  
 Und Tiefsinn ohne Hirngespinnste;  
 Und weiser Ernst und biedre Treu;  
 Bescheidner Stolz, nicht Prahlerey;  
 Und Thaten mehr, als Rednerkünste.

Um solche Oden, wie Graf Schönborn, zu schreiben, braucht man weder das Genie, noch die Kunst eines Dichters zu haben; es ist schon genug an dem Worsatz, etwas nicht abentheuerliches, verwirrtes und unverständliches auf das Papier zu werfen. Das Geheimniß solcher, wie sie sich einbilden, pindarischer und dithyrambischer Geister, besteht vornemlich darinne, kein Wort ohne ein Beywort, und selten oder nie den eigentlichen Ausdruck zu setzen; Figuren aller Art in einander zu schmelzen; das Fürwort immer an das Ende des Perioden anzuflicken; und endlich die so gekräuselte Prose in kurze und lange Zeilen, dem Auge zum Wohlgefallen, zu zerschneiden. Diese Regeln, durch deren Beobachtung man es unfehlbar bis zu der Höhe bringen kann, auf welcher der Hr. Graf von Schönborn steht, haben wir aus seinen eignen Werken abgezogen, aus welchen wir unsern Lesern folgende kleine Probe mittheilen:

Wald

Blick fern in des Himmels Stralungsgürtung  
hin!

Blick hinab, und sieh den  
Eckwandellenden Stromgang da  
Der lächelnden Themse mit Himmelantlitz,  
Mit der Sonn' auf der Wang' und mit dem Mond  
ihr!

Sieh' in der schlängelnden Silberstraße sie  
Vorbeyflispeln vor friedsame Menschenwohnungen,  
Im umschattenden Baumhaufen (!)  
Und hellgrünendem Thalschooß, der voll  
Brausendes Leben hoch sich  
Um sie emporbläst  
Unter dem Himmelthau, den  
Aus ihm herabträufft,  
Milde Stromkönigin, du! — —

Herr Tiedge hat S. 71. eine sehr lange Epistel in ganz kurzen Versen beygetragen, deren hüpfender Gang dem matten Ausdruck nicht hat aufhelfen können. Es scheint nicht, als wenn den Deutschen diese Versart gelingen wolle; und daran mag vielleicht ihre Sprache schuld seyn, in welcher die Partikeln, Fürwörter und Hülfswörter einen so großen Platz einnehmen. Die besten Gedichte dieser Art sind wässerig, und wegen der zahllosen Einschüßel, zu denen der Reim gezwungen hat, dunkel. Ob es viele Mühe macht, solche Verse zu schreiben, wissen wir nicht; aber zu lesen sind sie äußerst beschwerlich. So viele Zeilen, deren jede so äußerst wenig zu denken gibt, und deren man oft viele zusammen nehmen muß, ehe man nur vom Subjekte bis zum Prädikate

gelangt! Zwar hat Herr Liedge eine große Fertigkeit, und der Reim scheint ihm leicht zu kommen; aber er macht es sich auch selbst ziemlich leicht. — Eine andere Epistel S. 184. fängt folgendermaßen an:

Hat die Freud' ihr schönes Amt,  
 deine Hofnung zu umschmerzen,  
 zur Vergessenheit verdammt:  
 Lagern sich verdickte Schwärzen  
 um dein lichtiges Morgenroth:  
 Freund, und ist in deinem Herzen  
 Jede frohe Saite todt:  
 Welcher Räuber durst' es wagen  
 Deine selge Ruhe fort  
 aus dem Schoos der Huld zu tragen:  
 Wer beging an deinen Tagen  
 Diesen schwarzen Friedensmord:

Ist es möglich abentheuerlicher, oder vielmehr nachlässiger zu schreiben? — Das, was folgt, ist etwas besser geschrieben; aber in Rücksicht auf den Inhalt hat das ganze Gedicht einen äußerst geringen Werth. Es fehlt ihm an einer klaren Exposition, ohne die der Trost, den er seinem Freunde zuruft, gar kein Interesse für den Leser hat. Die besten, obschon nicht tabelsfreyen Zeilen dieser Epistel sind folgende:

Tritt hervor aus diesem Schatten,  
 Der in deine Lage kam!  
 Laß die Weisheit dir erkatten,  
 Was das Mißgeschick dir nahm.

In

In dem Trinkliede S. 96., von Herrn von Halem, welches einer bekannten Melodie untergelegt ist, erheben sich weder die Gedanken noch die Sprache über das Mittelmäßige. Es fehlt ihm ganz an der ästhetischen Kraft, die allein ein Lied, auch bey vielen Fehlern, der Gesellschaft empfehlen und volksmäßig machen kann. In dem Epigramme S. 173. Schwert und Sprache, ist der Gedanke durch den Widerstand des Ausdrucks zu Grunde gegangen.

Eine lange Romanze von Nicolay, S. 115. Bankban, ist mit der diesem Dichter eigenthümlichen Leichtigkeit geschrieben; aber das ist auch ihr größtes Verdienst. Die zum Grunde liegende Begebenheit hat ein sehr geringes Interesse. Der Schluß ist unbefriedigend, weil gerade der ärgste Bösewicht ungestraft ausgeht; und unsittlich, weil der Selbststrache das Wort geredet wird. Gegen einen und den andern Ausdruck (z. B. Andreas umarmt sein Weib, von Liebe roth), und: die Schwester läßt er in dem Roth, im figurlichen Sinn) so wie gegen die Weiterschweifigkeit, mit welcher die Geschichte erzählt ist, dürfte der gute Geschmack wohl manches einwenden.

Das Wiegenlied der Madam Brun geb. Münter S. 138. hat ein glücklich gewähltes Epitheton. Außerdem aber finden wir nichts an demselben zu loben. Es ist ein sonderbares Gemisch von Aummeneinfalt und Dichterprätension. Die Verfasserinn hält dem Kinde eine Reihe von

LV. B. 1. St.

E

Wil.

Bilderchen vor, die in keiner Verbindung unter  
einander stehn. 3. B.

D schlummre still im Mutterschoos!  
 Sey mild, wie Thau am Frühlingsproß!  
 Horch über dir der Vöglein Schar!  
 Sieh neben dir das Bächlein klar!  
 Im Maien  
 Gedelien  
 Die Kindelein weiß und roth!

Folgende Strophe ist, die Himmelsträume ab-  
gerechnet, vollkommen im Ton und Geist unsrer  
ehrwürdigen Ammen:

D schlaf an meinem Herzen ein!  
 Dann werden Engel um dich seyn —  
 Sie tragen dir in sanfter Ruh  
 Wie Bienen Himmelsträume zu.  
 Die Schwingen  
 Erklingen,  
 Und kühlen die Wanglein dir.

Welt besser ist derselben Dichterin eine kleine  
Elegie S. 177. gelungen, die aber unglücklicher  
Weise im Eingange und am Ende Gelegenheit  
zum Tadel giebt. Was soll es heißen, wenn  
die Verf. sagt:

Ich denke dein, wenn sich im Blütenregen  
 Der Frühling mahlt.

Am Schlusse steht Tempes Hain statt einem  
Hayne Elysiumis; ohne Beyspiel, wie uns dünkt.

Der

Der Verfasser des mit S. unterzeichneten Punschliedes, auf die Melodie: Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher, hat es sich keine kleine Mühe kosten lassen, die Laune und Originalität des trefflichen Claudius nachzuahmen. Wie ihm dieses gelungen sey, mögen unsere Leser aus einer Probe beurtheilen:

Es gilt darauf! Nun laßt den Sorgen an fenz  
Der hier nicht müßsen darf,  
Spießruthen durch gezückte Gabeln laufen,  
Und Messer, furchtbar scharf!

Nun bombardirt mit großen Zuckerbomben,  
Wer heut' nicht lachen kann;  
Und schafft dem Jokus tausend Sekatomben  
Von Leberreimen an!

Ein kühner und schrecklicher Gedanke, bey welchem dem armen Jokus wohl bange werden dürfte! — Wer so singt, können wir mit dem Verfasser sagen,

Der ist ein armer Schächer,  
Der ist ein Froschgefell!

Das Gedicht von Fridrich S. 174. enthält eine artige Allegorie, die aber gegen das Ende, wie es scheint, ausgegeben wird. Dunkel; wenigstens zweydeutig sind die Worte

Laß, Jüngling, deine Freuden  
Die Geistes-schönheit weihn.



Geistes-schönheit statt Tugend macht die Stelle noch dunkler, und ist gegen den Sinn. Um die Freuden zu weihen und zu verebeln ist eine thätige Kraft erforderlich und Schönheit ist nur eine Beschaffenheit. Folgende Strophe ist ein Kind des Reims :

Aus ihren Locken weben  
Sich Hoffnung, Wiedersehn,  
Ihr Stirnband, und umschweben  
Uns sanft beim Schlafengehn.

Unter dreizehn Epigrammen von Haug ist wenig Hervorstechendes. In dem S. 179. ist zu weit ausgeholt, um etwas sehr Alltägliches und durchaus Uninteressantes zum Vorschein zu bringen. Der gute Gedanke S. 151. ist unglücklich ausgedrückt:

Ach! die mir Verstand und Ruhe raubt,  
Sie bezweifelt meine tausend Eide!  
Amor, laß sie glauben, was ich leide,  
Oder mich nur leiden, was sie glaubt.

Der Herausgeber des Almanachs hat, außer einer Grabschrift auf einen Haushahn, in der wir nichts bemerken, was seiner Muse würdig wäre, nichts als einige Uebersetzungen aus dem Griechischen beygetragen. Man kennt seine Grundsätze in dieser Gattung von Arbeiten, und die eigensinnige Strenge, mit welcher er sie in Ausübung bringt. Durchaus soll die deutsche Sprache die Sklavinn derjenigen werden, aus welcher

cher er übersezt, wie weit auch immer der Genius beyder von einander verschieden seyn mag. Ob der Eindruck, welchen ein ganzes Bild, oder ein ganzes Gedicht in der Uebersetzung macht, der Wirkung des Originals analog sey, kümmert ihn wenig; genug, daß ein Wort, ein Klang, ein Vers dem andern entspricht. Eine unselige Mühe! mit welcher Herr Voss es niemanden zu Dank macht, als sich selbst, und denen, die seiner Auctorität mehr als ihrem eignen Gefühle vertrauen.

Wäre man nicht schon durch eine Menge Arbeiten dieses Dichters in demselben Geschmack mit seiner seltsamen Manier bekannt, so würde man sich kaum des Lächelns bey Betrachtung der Aengstlichkeit, mit welcher er nach Etymologien und griechischen Constructionen hascht, enthalten können. *αλς* heißt ihm die Salzfluth; warum nicht Salz kurz weg, wenn doch der Deutsche einmal griechisch reden soll? *στρωτων λεχων* das Lagergewand, damit ja der Begriff des müßigen Beyworts nicht verlohren gehe. Der Grieche sagt: *συναδουσει τιμι*, mit jemand spielen. Herr Voss übersezt: Welchen sie stets mitspielte, und glaubt nun seine Pflicht erfüllt zu haben, weil er die griechische Wortfügung der deutschen Sprache aufgedrungen hat. Daß aber jemanden mitspielen und mit jemanden spielen, Redensarten von ganz verschiednem Sinne sind, macht ihm dabey keine Bedenklichkeiten. — Der alte Grieche sagte in seiner sinnlichen Sprache mit

den Füßen gehn; mit den Augen seh'n u. d. m.  
Im Deutschen klingt dieß frenlich kindisch; aber  
dem alten Dichter muß doch sein Recht geschehn,  
und so lesen wir hier:

Ungeßüm mit Füßen durchrannte sie salzige Pfabe.—

und:

— die Herrscherinn selbst in der Mitte  
stand, mit den Händen die Pracht der feurigen  
Rose sich pflückend.

Diese Gewöhnheit, den Genius der deutschen  
Sprache dem Genius der griechischen aufzuopfern,  
verläßt den Dichter auch da nicht, wo das Original  
eine Entfernung von dem gewöhnlichen  
Sprachgebrauche nicht erforderte. Moschus sagt  
in der Europa B. 85. von dem Stiere, welcher  
Europen zu entführen gekommen war, Wort für  
Wort: „Sein übriger Leib war gelbfarbig; ein  
„silberner Kreis glänzte mitten auf seiner Stirne:  
„blaulich schienen seine Augen, von Verlangen  
„strahlend; einander gleiche Hörner erhoben sich  
„von seinem Haupte, so wie der Kreis des ge-  
„hörnten Mondes, wenn seine Scheibe getheilt  
„ist.“ In der Wopßischen Uebersetzung lautet  
dieß so:

Diesem war der übrige Leib hellbräunliches  
Saars;

Aber ein silberner Kreis, durchschimmerte mitten  
die Stirne;

Blaü.

Bläulich glänzten die Augen, und voll ausfunkeln  
 der Sehnsucht;  
 Gleich gekrümmt mit einander entstieg das Gehörne  
 der Scheitel,  
 Wie im gehalbtten Rande die Kreisenden Hörner  
 des Mondes.

Das schöne Gemälde von dem schwimmenden  
 Etiere, welchen die Götter des Meeres begleiten,  
 ist hier so umgebildet:

Als nun den Strand er ereilt; fort stürmet er,  
 gleich dem Delfine.  
 Nereus Töchter enttauchten der salzigen Fluth;  
 und sie alle,  
 Sitzend auf schuppigen Rücken der Scheusale,  
 scharten sich rings um.  
 Auch er selbst auf den Fluten, der tosende Länder-  
 erschütterer,  
 Ebnete weit das Gewog, und ging durch salzige  
 Pfade  
 Seinem Bruder voran.

Die Uebersetzung eines kleinen, niedlichen Gedichts aus demselben Dichter, schreiben wir ganz ab, und setzen ihr die Uebersetzung des Herrn R. Manso entgegen, welche nach den ehemals für richtig erkannten Grundsätzen verfertigt ist. Unsere Leser mögen selbst beurtheilen, welche von beyden die Gedanken des griechischen Dichters auf eine schönere und gefälligere Weise darstellt:

Voff.

Wenn das bläuliche Meer die Zephyre leife be-  
wegen;  
Ach mein Herz, wie fehnlich verlangt es! Nicht das  
Gefild' ist  
Weiter ihm lieb; mehr locket die heitere Stille der  
Waffer.  
Aber sobald auftofet die grauliche Tief, und der  
Meerschwall  
Uebergewölbt anschaumt, und die Brandungen  
toben von weitem;  
Bang ist schau' ich das Land und die Baum' an,  
fliehend die Salzfluth.  
Nur das treue Gefild, und die schattige Waldung  
gefällt mir;

---

Manso.

Stachelt ein gürtiger Wind die blaue Fläche des  
Meeres,  
Plötzlich wallt mir das Herz vor Verlangen; es  
schwindet die süße  
Liebe zum Lande: mein Wunsch ist einzig' das stille  
Gewässer.  
Aber schwellt ein Orkan die grauen Fluthen, und  
wälzen  
Wogen, furch:bar gekrümmt, sich mit Schaum  
und Geröse zum Ufer;  
O! so blick' ich auf Flur und Baum', und entfliehe  
dem Meere;  
Sicher dünkt mich das Land, und lieblich der schat-  
tigte Luftwald,

Wo, wenn der Sturm auch weht mit Gewalt, mir  
die Pinie säufelt.

Kümmlich, traun! wie ein Fischer doch lebt,  
dem Wohnung die Barke,  
Dem das Gewerbe die See, dem Fisch' ein trüg-  
licher Fang sind!

Mir ist behaglich der Schlaf in des Ahorns dunkler  
Umlaubung;

Und ich liebe den Quell in der Nähe mir rauschen  
zu hören,

Welcher erfreut mit Geriesel den Ländlichen, nicht  
ihn erschreckt.

Wo, wenn Wetter und Sturm erwachen, die  
Fichte mir säufelt.

Welch' ein Leben verlebt der Fischer? sein Haus ist  
ein Rachen.

Sein Gewerb' in dem Meer, ein Fisch sein trüg-  
licher Reichthum.

Mich erquickt der Schlaf im dichten Schatten des  
Ahorns,

Mich in der Nähe des Baums das sanfte Murmeln  
der Quelle,

Die zum Vergulgen, und nie zum Schrecken dem  
Lautmanne rauscht.

Der gegenwärtige Herausgeber des Göttinger  
Almanachs, Herr Karl Reinhard, bittet in  
einer Nachschrift das Publikum, es ihm nicht an-  
zurechnen, wenn der Inhalt die Forderungen und  
Wünsche desselben nicht ganz erfüllen sollte. Es  
war spät im Jahre, als er anfangen konnte zu

sammeln, und von mehrern schätzbaren Beiträgen konnte kein Gebrauch gemacht werden, weil sie nicht früh genug eingesendet worden waren. Für die Zukunft verspricht er die größte Aufmerksamkeit auf seine Pflicht und den rastlosesten Eifer, um diesem alten Institute alle Vollkommenheit zu geben, die er ihm, in Verbindung mit mehrern Männern von Ansehen, zu geben im Stande sey. Wir werden uns unsrer Seits von Herzen freuen, wenn sich der neue Herausgeber durch Feinheit und Richtigkeit des Geschmacks seiner Vorgänger, vorzüglich des Urhebers dieser Sammlung, würdig beweist, und wenn ihn die Dichter Deutschlands in den Stand setzen, derselben wiederum den Rang zu verschaffen, den sie in den ersten Jahren ihrer Existenz behauptete.

Was den vor uns liegenden Jahrgang anbelangt, so enthält er zwar des ganz Schlechten nur äußerst wenig, aber des Mittelmäßigen eine überschwengliche Fülle. Mehrere, zum Theil ziemlich lange Gedichte, sind nichts weiter als ein Cento abgenugter Gedanken und Bilder in erträgliche Reime gefaßt; andere haben nicht einmal das Verdienst der Versification. Wahren Dichtergeist, Wärme und Kraft findet man kaum in dem einen oder dem andern; aber desto mehr Deklamation, Galimathias und Schwulst; Fehler, welche leider die charakteristischen Merkmale unserer neuesten Poesie geworden sind. Verse, ja selbst gute Verse zu machen, lernt jeder gute Kopf, durch Lectüre und Übung; aber hat ihm die

die Natur die dichterische Kraft versagt, so rafft er umsonst den Glitterstaub der poetischen Sprache zusammen; man wird es doch nur zu bald gewahr, daß ihr der beseelende Athem fehlt, den kein Vorsatz und keine Anstrengung weckt. Schlägt auch vielleicht das mühsame Reiben hin und wieder einen Funken auf, so giebt dieß doch weder ein leuchtendes noch ein wärmendes Feuer, sondern einen plötzlich entstehenden und verlöschenden Glanz, bey dem man nur sieht, wie dunkel es ist. Indessen ist die Beschäftigung mit der Poesie ein so unschuldiges Geschäft, daß wir gern einem jeden seine Freude gönnen wollen, wenn er uns nur erlaubt, ihm, wenn er öffentlich auftritt, die Meynung unsers Herzens über die Produkte seines Fleißes sine ira et studio mitzutheilen.

Ein Gedicht aus dem Nachlasse der verstorbenen Karschin an die Prinzessin Friederike von Preußen macht den Anfang dieser Sammlung; aber wir können nicht sagen — bonis avibus. Diese Dichterin machte, zumal in den letztern Jahren ihres Lebens, sehr viele und oft sehr schlechte Verse; und wir wollen zur Ehre ihres sonst sehr wohlgegründeten Ruhmes hoffen, daß man nicht noch viele so welke Blumen auf ihr Grab streuen, oder, ohne Metapher zu reden, uns ihren ganzen Nachlaß austramen wird. — Von Bürgers hinterlassnen Gedichten theilt der Herausgeber S. 6. ein Feldjägerlied mit, welches sich durch Einfalt und Energie des Ausdrucks,  
so



so wie durch trefflichen Rhythmus ausgezeichnet.  
Folgende Strophen mögen zur Probe dienen:

Und färbet gleich auch unser Blut  
das Feld des Krieges roth:  
so wandelt Furcht uns doch nicht an;  
denn nimmer scheut ein braver Mann  
fürs Vaterland den Tod.

Erliegt doch rechts, erliegt doch links  
so mancher tapf're Held!  
Die Guten wandeln Hand in Hand  
frohlockend in ein Lebensland,  
wo Niemand weiter fällt.

Einige Kleinigkeiten desselben Dichters haben eine individuelle Beziehung und für das Publikum kein Interesse. Als eine Probe der Vollendung, „in welcher die außerordentliche Ausgabe von Bürgers Werken zur Ostermesse erscheint,“ wird S. 237. die Umarbeitung des bekannten Liedes (S. 58. 1. Theil.) Ich will mein Herz mein Leben lang u. mitgerheilt. Es ist jetzt Lieb' und Lob der Schönen überschrieben; denn der Dichter verspricht — seine Laute, seinen Sang an Lieb' und Lob der Mädchen zu gewöhnen. Was den Dichter bewogen habe, den leichtesten Volksgesang mit einer so unangenehmen Lautologie zu vertauschen, können wir nicht einsehen. Nach der zweyten Strophe ist eine neue hinzu gekommen, die wir für keine vorzügliche Bereicherung halten:

Wer

Wer sich auf Lieb' und Lob versteht,  
 Auf Lieb' und Lob der Mädchen,  
 Der ist und bleibt der Leibpoet  
 An (Am) Pustisch, Rahm und Mädchen.

Nach dieser Aeußerung eines festen Glaubens an die Kraft der Poesie scheint der Wunsch, mit welchem die Laute angeredet wird

Kein Mädchen-Herz verschließe sich  
 vor deinem Zauberklange

nicht recht an seiner Stelle zu seyn. Ganz unpoetisch heißt es in der nächsten Strophe:

Man wird für diesen Wohlgenuss  
 Gar lieblich Dank mir nickn. —

Eine wahre Verbesserung hat die siebente Strophe erhalten, wo es statt: Erwerben werd' ich reiches Gut An kleinen Herzenspfändern, gegenwärtig heißt:

Es wird mir manche schöne Hand  
 ein Pfand der Huld verleihen,  
 bald wird sie mir ein Busenband,  
 bald eine Locke weihen.

Im Ganzen glauben wir nicht, daß sich Bürger, in den letzten Jahren seines Lebens, wo er von so manchem Kummer gedrückt, wo seine Laune so verstimmt, und sein Herz mit so vieler Bitterkeit erfüllt war, in dem Zustande befunden habe, in welchem ihm eine Verbesserung seiner Gedichte gelingen konnte. Oft dürfte er der Sache zu wenig

wenig, noch öfterer ihr zu viel gethan und manchen genialischen Zug weggestrichen haben, (so wie es in diesem Liebe geschehn ist) der ihm in seiner damaligen Gemüthsstimmung nicht mehr behagen mochte. Indessen freuen wir uns zu sehn, daß hier so gewisse Hoffnung zur Erscheinung der längst versprochenen Ausgabe gemacht wird, durch welche das Andenken und der Ruhm eines unsrer beliebtesten und originellsten Dichter, zwar nicht weiter verbreitet, aber doch wahrscheinlich noch mehr gesichert werden wird.

Von Kästner finden wir einige epigrammatische Gedichte, und eine kleine Erzählung in Prosa, die wir hier auszeichnen: Euklid hätte nicht zum Hofprediger getaugt. „Ptolemäus lagus fragte den Geometer: ob man seine Wissenschaft nicht leichter lernen könnte, als mit der Anstrengung, die seine Elemente erfordern? und erhielt zur Antwort: Es giebt keinen Weg zur Geometrie für Könige. — Also wäre die Erinnerung ganz euklidisch! Es giebt keinen eignen Weg zum Himmel für Könige.“

In den zwey Fabeln nach Babrias vom Hrn. von Halem scheint uns der Ton der Fabel nicht recht getroffen zu seyn. Der Ausdruck ist etwas hart und schwerfällig; so wie auch in der Parabel, S. 203. die mit folgenden Versen anhebt:

Gott gab sein Wort den blinden Menschen  
Zum Stab, der ihre Schritte führe.  
Doch sie, statt fort zu gehn, begannen

Nan

Nun grundgelehrt zu streiten über  
Des Stabes Läng' und Dicke, über  
Des Stabes Knoten. —

Diese Allegorie ist weder sehr sinnreich, noch glücklich durchgeführt.

Die Beyträge von Conz, von welchem einige frühere Gedichte mit Beyfall ausgenommen worden sind, verrathen ein Zurückgehn auf dem Wege der Kunst, welches wir schon bey dem vorigen Jahrgange dieses Almanachs bemerkt haben. In einer Ode an den Genius des Stillschweigens S. 63. findet man keine Spur der Begeisterung, auf welche die unregelmäßige Form des Gedichts und des Versbaues schließen lassen soll, sondern einige alltägliche Bemerkungen, bey welchen Gelegenheiten es gut sey zu schweigen. Hin und wieder wird von dem Genius mehr verlangt, als der Umfang seiner Macht dürfte leisten können. Z. B.

Zu deinen Harmonien  
Mögest du immer  
Meine Seele stimmen.

— — — —

Lehre deine Mäßigung  
Im Erkennen,  
Im Wollen,  
Im Thun und-Lassen mich.

und :

Laß mich das Gute wollen mit dem Schönen!

Möchte

Möchte doch immer der Genius des Stillschweigens den Dichter freundlich gewarnt haben als er diese Ode schreiben wollte; und möchte er jeden Versemacher, der nichts als gemeine Gedanken vorzubringen hat, mit seinem Scepter berühren. — In der Elegie an Lyda S. 26. ist viel Galimathias und wenig Gefühl. Er lehrt was die Liebe sey: Wenn zwey Seelen:

Sich verlangen, und nichts — sonst nichts, ihr  
Ehnen und Wünschen,  
Alles ihnen in sich ganz zur Befriedigung reißt.

Sie ist, sagt er weiter unten — kein kalter Vertrag, der die Gefühle nur äßt (wahrscheinlich für nachäßt) Nein!

— sie ist Wahrheit des Geistes, so wahr der Geist  
ist, das Echo  
Reinerer Natur, ein Laut himmlisches Sinnes  
ist sie.

Ist die inwendige stille Genüge der Seele, die heller  
Blick und wärmer zur That eilt, wie der Sieger  
zum Kampf. —

Myrons Gesang S. 126. ist schwerfällige Poesie im neuesten Geschmack.

Zeit und Hoffnung sind der herbsten Wunden  
Bester Balsam; was die Sorge sticht,  
Ihren Stachel stumft der Zahn der Stunden,  
Und die Hoffnung täuschet ewig nicht.

Was die Sorge sticht ist zwar etwas zweideutig und undeutsch, statt: wie sehr auch immer

mer die Sorgen stechen mögen; aber doch neu und original; so wie der Vers:

Ihren Stachel stumpft der Zahn der Stunden  
für ein Muster des Wohlklangs gelten kann.

Unter den Epigrammen und kleinen Gedichten von Haug zeichnet sich nichts aus. Zum Theil sind die Einsätze dürftig, zum Theil der Ausdruck geschmacklos. S. 134.

Noch bin ich so fromm, so tren —  
Wem gefall' ich? flugs herbey,  
Eh' ich lerne, falsch und fein,  
Koll'ang' und Kofette seyn.

Kamler hat drey vortrefliche rabbinische Erzählungen mitgetheilt; aber das Gedicht S. 10. scheint uns weder des Verfassers, noch des Mannes werth, auf den es sich bezieht. Nur dem dem Gedichte untergesetzte Name kann uns glauben machen, daß folgende Verse von Kamler sind:

Er liebt die Musen alle neun von ganzem Herzen;  
Terpsichoren zwar nicht so sehr,  
(Die tanzt ja nur und spielt mit Klappererzen)  
Alein Uranien auch desto mehr,  
Die nicht allein den Himmel kennaet,  
Und jeden Stern mit Namen nennet u. s. w.

Von Kretschmanns Beiträgen ist keiner schlecht, aber auch keiner tadelsrey. Den meisten  
LV. B. 1. St. 3 sten

Ren innern Werch haben zwey Gedichte nach Martial S. 52. und 202.

Herr Fridrich vergleicht in einem zur Hälfte allegorischen Gedichte an Eutrator S. 15. das Leben dessen, welcher den Saamen edler Gefühle in seinem Herzen pflegt, mit einem schönen Garten, den er in Geduld und Hoffnung baut. Wie hören hier also von einem doppelten Acker, der dem Menschen zur Bearbeitung gegeben ist, seinem Herzen und seinem Leben; wodurch die Allegorie an Klarheit eben nicht gewinnt. Die Hütte eines solchen Mannes, fährt er fort, umblühen Hergenseinsalt, Wahrheitsfynn, Liebe und andre Tugenden, denen jene Hütte wohl süßlicher zur Wohnung gegeben worden wäre, wenn anders die eigentliche Wohnung nicht etwa allegorisch verstanden werden soll. Der Schluß des Gedichtes ist so plötzlich, als sey der Verfasser unterbrochen worden, als er eben eine neue Reihe von Ideen anspinnen wollte. — In einer Epistel desselben, Mein Wunsch überschrieben, stößt man auf Stellen, wie folgende ist:

Setzt wied nur risch  
 Der Durst gestillt,  
 Auf weisem Tisch  
 Im Vorhausraum,  
 Am Kletterbaum,  
 Hat Martens Fleiß  
 Schon Milch, schneeweiß  
 Bedeckt mit Schaum,  
 Und alten Rost

Und

Uns hingesezt.  
 Slink folget jezt  
 Brot, schmachhaft, frisch;  
 Ein Huhn, ein Fisch,  
 Heiß von dem Kost. . .

Wir gestehen gern, daß wir für die Poesie, die in solchen Versen verborgen liegen mag, keinen Sinn haben, und daß uns Einfalt der Art immer herzlich einfältig erschienen hat. Wem es anders dünkt, dem wollen wir sein Urtheil gern gelten lassen; wie wir denn auch bey der Aeußerung des unsrigen ausdrücklich versichern, es nicht für Hrn. Friedrich geschrieben zu haben, bey dem wir doch als Recensenten keinen Glauben finden würden. Denn was diese meinen

ist unverständlich,  
 und was sie treiben äußerst schändlich

zu Folge einer wohlgetathnen Beschreibung, die er S. 127. von dieser verabscheuungswürdigen Menschenklasse entwirft.

Einige Gedichte von Hrn. Engelschall gehören zu den vorzüglichsten dieser Sammlung. In der Elegie auf Rhynos Grab S. 16. herrscht Gefühl und Phantasie. Die Versifikation ist vortreflich. Eine Kleinigkeit wünschten wir verändert. In den Versen

— die heiße Sehnucht drückt  
 an die Brust den Todesengel,  
 von der Hoffnung Bild entzückt,



beraubt die Anordnung der Sätze den Gedanken seiner Deutlichkeit. In Endymion S. 165. läßt der vortreffliche Eingang mehr erwarten, als die Folge leistet. So lange der Dichter philosophirt, hört man ihm mit Vergnügen zu; aber der Dichtung, die den Hauptgegenstand dieses Stücks ausmacht, fehlt es an Wahrscheinlichkeit. Auch scheinen uns die Gemälde allzugehäuft, und der Verfasser zu besorgt gewesen zu seyn, es möchte seinem Colorite an Glanze mangeln, wenn er nicht Farben auf Farben setzte. Wir können uns nicht enthalten, eine der schönsten Stellen dieses Gedichts auszuzeichnen:

Ihr lieblichen Gesichte meiner Jugend,  
 Als ich der bessern Menschheit lob  
 In jedem Antlitz las, und unbefleckte Tugend  
 Zur Schicksalslenkerinn erhob;  
 Als noch kein Wunsch nach Gütern, die mir fehlten,  
 Den Frieden meinem Herzen stahl;  
 Als Reid und Reue nicht die stillen Freuden zählten,  
 Die schöpferisch in meinem Lindenthal  
 Den Tanz der Grazien besetzten,  
 Wenn bey Selenens klarem Schein  
 Die Nusen, Götter und Heroen  
 Mich wechselweis besuchten — ach! entflohen  
 Wärt ihr mit euern Freuden? — Nein,  
 Noch sehen euch in ruhig heitrer Schöne  
 Begeisterung und die Eamöne!  
 Im Nebelsthor, den die Vergangenheit  
 Um eure keuschen Reize webet,  
 Laßt ihr (den Sternen gleich, um die zur Abendzeit  
 Ein roßiges Gewölke schwebet)

Durch

Durch ein gemildert Zauberlicht,  
 Nur um so mehr die truncknen Blicke,  
 Und ruft den Genius zurücke,  
 Der Rosen in den Kranz der Horen slicht.

Den welken Reiz des Lebens aufzufrischen;  
 Mit Sültern, die ich an der Hand  
 Der ernsten Weisheit mühsam fand,  
 Der Freude Blumen zu vermischen,  
 Umschwebet ihr den Pfad der kühnen Eigenmacht,  
 Dem mein Geschick zu wallen mich bestimmte;  
 Den Funken, der in meinem Busen glimmte,  
 Habt ihr zur Flamme thätig angefacht!  
 Daß mit der Huldgöttinnen Spielen  
 Der Ernst sich paart, geläutert und verschönt  
 Des Lebens Reiz mit strengen Pflichtgefühlen,  
 Die Wahrheit mit der Dichtung sich versöhnt;  
 Daß vor dem Lächeln weiser Freuden  
 Der langgenährte Kummer slicht,  
 Genuß des Lebens mir auf menschenlosen Halben  
 In Stürmen sauset, und bescheiden  
 Auf Fluren in dem Weilschen blüht:  
 Das Alles dank' ich jetzt den Bildern, die, im reinen  
 Entwölkten Strom, der spiegelnd langsam eilt,  
 In holden Gruppen wiedererschellen!  
 Hier, wo so gern die Rückerinn'ung weilt,  
 Verbrausen Wellen, die sich vom Gebirge wälzen,  
 In einen Harmonienbach;  
 Wo holde Täuschungen mit Wirklichkeit ver-  
 schmelzen,  
 Da wölbet sich, bey allem Ungemach  
 Des Lebens, für den frohen Weisen  
 Ein schattend Amaranthendach. —

Seitdem Bürger in der Vorrede zu der Ausgabe seiner Gedichte ein Sonnet des Hrn. Schlegel angeführt und empfohlen hat, sind nicht nur eine Menge Sonnette von sehr verschiedenem, aber doch größtentheils sehr geringem Werthe, an das Licht gekommen, sondern auch der in jenem herrschende Plan ist wenigstens ein Duzendmal wiederholt worden. O imitatorum servum pecus! — In zwey Sonnetten von Herrn Justi S. 18. und 142. finden wir diesen Gang der Ideen.

Unter den Beiträgen des Hrn. Prof. Heydenreich zeichnet sich die Inschrift an ein kleines Birkenwäldchen aus. In der Ode S. 67. ist demselben Dichter ein unrichtiger und übelklingender Vers entschlüpft:

Seine Fesseln zerbrach |dū nicht, wēche| den Tod.

Dem Liebe von Gleim S. 33. wozu die Poesie alles gut sey, und einem andern S. 133. über den Unterschied guter und schlechter Verse wird nicht leicht jemand seinen Beyfall versagen. Das letztere sollte die Morgen- und Abendbetrachtung aller Dichter und Versemacher seyn.

Die Reimeren, welche Herr Pockels eingesendet hat, wären den Augen des Publikums besser ganz entzogen worden. Weber sein Kundengesang auf ein neugebohrnes Knäbchen S. 35. noch sein Lied über die Allgewalt Amors S. 145. enthält etwas mehr als abgenutzte Gedanken, welche in kraftlose Reime gezwungen sind.

Worn

Von einem ganz andern Gehalt sind die Gedichte eines Ludw. Fernov, die sich durch den Reichthum an Gedanken und eine gefällige Einleitung, weniger aber durch Stärke der Imagination, empfehlen. In einer Beschreibung des Schöllenen-Thals auf dem Gotthard ist es dem Dichter nicht gelungen, die Einbildungskraft des Lesers durch die Vorstellung außerordentlicher Kräfte und einer durch ihre Größe schauerlichen Naturscene, mit einem lebhaften Gefühl ihrer Schranken zu erfüllen, und so die Beschreibung der erhabnen Gemüthsstimmung vorzubereiten, mit welcher der Anblick selbst den Dichter erfüllt hatte. Aber die Theorie des Erhabnen selbst ist, in ihrer ganzen Reinheit, in folgenden Versen vortreflich dargestellt:

Jugend entschwinden die Sinne; das endliche Leben  
erstarret;

Vor dem vernichtenden Zorn beugt sich das trozige  
Haupt. —

Aber furchtsrey erhebt, in seinen unsterblichen Kräften  
Sich ermannend, mein Geist, jauchzend im Donner  
des Stroms:

Furchtbar bist du, Natur, in deiner Zerstörung  
Ruinen;

Furchtbar im stürzenden Strom und der Lawinen  
Getöse.

Aber erhaben und herrlich dem Geiste, den über den  
Trümmern,

Ueber Lawinen und Tod hoch die Unsterblichkeit  
trägt.

**Thal des Todes!** du weckst in der Seele die schlum-  
mernden Kräfte

Ewigen Lebens, den Gott, der ihr Unsterblichkeit  
gibt.

**Wiege der Geister!** du reißt zu erhabnen Gefühlen  
die Reime

Ihres Vermögens, und kühn glänzt es in Tha-  
ten hervor.

Freiheit, Hochsinn und Muth, und freudige Lobes-  
verachtung

Donnert dein feuriger Ernst stark und lebendig  
ins Herz u. s. w.

Zwey Gedichte von Schink, eines zum Lobe  
der Weiber S. 41. in welchem dieser eben so  
fruchtbare, als oft behandelte Gegenstand auf eine  
höchst flache und alltägliche Weise bearbeitet ist;  
und ein anderes an den Schauspieler Schröder  
S. 214. in welchem auch nicht Eine Zeile den  
Dichter verräth, hätten, ohne alle Gefahr eines  
Verlustes für das Publicum, bey Seite gelegt  
werden können.

Der Herr von Bildungen hat in einem  
Sonnette S. 55. ebenfalls für gut gefunden, in  
Schlegels Fußstapfen zu treten. In diesem, so  
wie in einem andern S. 141. ist der Schluß  
ungemein matt und kraftlos. Ein Fehler, an  
welchem die meisten Sonnette unsrer Almanachs-  
dichter kränkeln. Daß sie manches unnütze Wort  
und manchen überflüssigen Vers einschalten, ist  
ebenfalls in der Regel. J. B.

Und

Und der Dummheit Flaggen weit und breit  
hoch empor bis an die Sterne ragen.

Die Beyträge eines Herrn Mirotw zeigen nicht mehr als mittelmäßige Anlagen. Das Sonnet S. 158. ist, die letzten Zeilen angenommen, ohne Werth. In dem Liede S. 93. ist die Beschreibung im Eingange, nach Maassgabe ihrer Beziehung auf das übrige, und den Zweck des Gedichts, zu umständlich.

Dieselben Vorzüge und Fehler, die wir schon mehrmalen an den poetischen Arbeiten des Herrn Meyer bemerkt haben, finden sich auch in denjenigen, die er zu diesem Almanache geliefert hat. Es fehlt ihm nicht an Gedanken und ästhetischen Ideen; aber indem er, wie es uns scheint, allzu sehr nach Pointen hascht, wird er dunkel und schwerfällig. Entweder hat er das Mechanische der Poesie nicht genug in seiner Gewalt, oder er gibt sich nicht Mühe genug, die Spuren der Mühe von seinen Versen abzuwischen. Am leichtesten ist der Ausdruck in dem Liede S. 129. und doch sind auch hier die Worte:

Mädchen und Frauen, schnell zu berücken,  
fesselt Entzücken  
an solchen Mann

Nichts weniger als klar. Entzücken mit fesseln verbunden dürfte schwerlich das richtige Wort seyn; und das Einschiesel, schnell zu berücken, gibt dem Gedanken etwas schielendes. Soll es so viel

bedeuten, als solche Mädchen und Weiber, die sich schnell berücken lassen, so ist es für den Jüngling, dessen Reize hier gepriesen werden sollen, kein sonderliches Lob, daß er gerade nur die Klasse gefälliger und unvorsichtiger Weiber fesselt. Soll es aber für ein allgemeines Prädikat des weiblichen Geschlechtes stehen, so scheint es uns in dieser Verbindung entweder zweckwidrig oder wenigstens müßig.

In einem allegorischen Gedichte auf die Schaamhaftigkeit S. 106. von Stäudlin vermischt man, an mehr als einer Stelle, das Charakteristische in den Zügen, aus welchen das Gemälde der Schaamhaftigkeit zusammengesetzt wird. Auf wie viele andere Tugenden passen nicht die Worte:

Du blickest gleich bescheiden,  
 Gleich froh umher und mild,  
 Ob offen strahle dein Antlitz,  
 Ob es dein Flor umhüllt!

und folgende Zeilen:

Ernst blickest du den Frevler,  
 Den Edeln segnend an

Könnten mit mehrerm Fug auf die Gerechtigkeit, als auf die Schaamhaftigkeit gebeutet werden. Im Ganzen genommen, erweckt dieß Gedicht keineswegs die Vorstellung des Anmuthigen, Heitern und Wünschenswerthen; so wenig gefällig ist die

die Darstellung, und so hart der Ausdruck. Schwerlich dürfte sich die Darstellung widriger Ideen durch widrige Ausdrücke, wie z. B. in folgender Strophe, vor dem Richterstuhle des Geschmacks rechtfertigen lassen:

O wehe, weh' der Liebe,  
 Die jemals von ihr schieb!  
 Ach bald wird sie zur Ebrinn,  
 Von roher Brunst durchglüht,  
 Zur rasenden Wänade,  
 Die nur der Zote lauscht,  
 Und sich mit wilden Sychen (?)  
 Im Wellustgift berauscht.

Von Hrn. Liedge finden wir S. 119. einen höchst frostigen Einfall auf einen frostigen Prediger, welcher beweist, daß der Wis nicht jedermanns Sache ist. In einer Epistel an Gleim S. 150. findet sich einiges Gute unter vielem Matten und Kraftlosen. Die Elegie an Armenia S. 192. ist vortreflich versificirt; voll Melodie in den einzelnen Versen und ihrer Verbindung. In dem Ausdruck vermißt man bisweilen Klarheit und Richtigkeit. In folgenden Zeilen streift er an das Galimatias:

Vergiß mein nicht! — Was ich für dich empfunden,  
 Ist ewig, wie der schöne Stern der Nacht,  
 Der niedersah auf die geweihten Stunden,  
 Auf Stunden, deren Geist bey meiner Tugend  
 wacht,  
 Und jegliches Gefühl für deinen Himmel adelt,

Ein



Ein Himmel, der vielleicht das leise Zittern tadelt,  
Das Leidenschaft verdammt, und leidenschaftlich  
spricht:

Arminia, vergiß mein nicht!

Wir würden uns in keiner geringen Verlegenheit  
befinden, wenn wir den Sinn dieser Worte klar  
und deutlich entwickeln sollten. Eben so wenig  
möchten wir es auf uns nehmen die Stelle: du  
erscheinst mir

im flornen Nebenschleier

Der wie ein Wölkchenhauch um deine Sonnen  
hängt

gegen den Vorwurf des Jöbus zu rechtfertigen;  
oder die, in welcher der Dichter seiner entfernten  
Geliebten die Furcht äußert, von ihr vergessen  
zu werden:

Wer wird die Stelle mir in deinem Herzen gönnen?  
Wird nicht mein armes Bild im Weibrauch mit  
verbrennen,

Der dich umflammt —

Wenn dieser Geschmack herrschend wird, so sind  
wir in die Zeiten des Hofmannswaldau und  
Lohenstein zurück verschlagen; und es ist zu fürch-  
ten, daß wir die Kunst, Concerti an die Stelle  
der Empfindung zu setzen, noch weiter treiben und  
dabey noch weniger Geist zeigen werden, als jene  
berühmten Verderber des Geschmacks.

Ein Gedicht von Matthesius auf die Freundschaft  
S. 147. würde bey einigen Veränderungen  
viel

vielleicht untadelhaft seyn. Du weilest, sagt er zu der Göttinn, die er besingt,

Wo dem goldnen Saitenspiele  
Deiner Weihe Lied entschwebt,  
Und der Herzen Hochgeföhle  
Deine Sympathie verwebt.

Diese Verse enthalten einen identischen Satz. — Die Flammen des Herzens der Freundschaft werden mit Abels Opfer verglichen; wo man sich vergebens nach einem hinreichenden Grunde der Vergleichung umsieht. — In den Versen

Weint ein Edler; ihn zu retten  
Blutest du am Würgaltar

vermißt man einen vernünftigen Zusammenhang. Um die Thränen eines Edeln zu trocknen, darf es hoffentlich nicht immer nöthig seyn, sein eignes Leben aufzuopfern; oder wie es hier seltsam genug heißt — am Würgaltare zu bluten. — In einem andern Gedichte desselben Verfassers S. 212. vermiffen wir eine, dem Liede anständige Gleichförmigkeit der Sprache, die sich hier mit den kühnen Epitheten der Epopoe zu schmücken gewagt hat. Der Hügel Lockenhaupt und

Gebirge, waldbekrönt, umschwellen  
Rings deine Hesperidenflur.  
In deines Labyrinths Ummachtung —

Das ist keine Sprache, welche dieser Dichtungsart angemessen ist.

Von

Von einem Matthias Langer wird in dem Register bemerkt, er sey ein Strumpfwiebergeselle, welcher sich ganz allein durch Lectüre und eignen Fleiß gebildet habe, und daß er nebst einem vor-  
trefflichen Kopf einen achtungswürdigen Charakter besitze. Diese Eigenschaften sind unendlich schätz-  
bar, auch ohne poetisches Talent. Wie groß die-  
ses in dem gedachten Manne sey, läßt sich aus  
dem hier mitgetheilten Gedichte S. 204. schwer-  
lich beurtheilen. Sollten aber alle seine Versuche  
in der Poesie demselben gleich seyn, so würden  
wir, für unsre Person, es für ersprießlich halten,  
wenn seine Freunde und Rathgeber seine Geistes-  
Kräfte auf andre Beschäftigungen richten wollten.

Von einer Ode von Matthison S. 211.  
setzen wir den Anfang hierher, als eine Aufgabe  
für diejenigen, welche sich in der Erklärungskunst  
üben wollen:

Büht im Kranz, o Mädchen! dir noch die Rose,  
Wenn du, gleich Eulfiden, beim Abendreigen  
Linschwebst, oder deckte sie schon dein Grabmal  
Sterbend mit Purpur?

Die Idee, welche der Ode von Karl Lappe,  
S. 230. zum Grunde liegt, hätte zu einem schö-  
nen Gedichte reichen Stoff geboten; aber die Aus-  
führung ist dem Verfasser gänzlich mißrathen.  
Sie ist dunkel, schwerfällig und hart. In einem  
andern S. 217. hat es derselbe seinen Lesern un-  
möglich gemacht, über die Wahrheit der Darstel-  
lung zu urtheilen. Er mag selbst wissen, was er  
ge-

gewollt hat; aber andere werden sich schwerlich um Freuden und Leiden bekümmern, deren Quelle ihnen auch nicht einmal aus der Ferne gezeigt wird.

Ein Dichter, welcher ausgezeichnete Talente für die Satyre zu besitzen scheint, ist Hr. J. D. Falk, dessen Bearbeitung einer Satyre von Boileau mit gerechtem Beyfall aufgenommen worden ist. Es fehlt ihm weder an Laune, noch an Gewandtheit; und wenn er sich bemüht, etwas gedrängter zu schreiben und mehr Fleiß auf die Verifikation zu wenden, so kann er etwas Vorzügliches in einer Gattung leisten, in welcher die neuesten Zeiten nicht viel vorzügliches aufzuweisen haben. Wir zeichnen hier eine Nachahmung des bekannten Voltairischen Le Lendemain — aus:

Den Sonntag lacht' ich ihr bloß freundlich zu;  
 Den Montag hieß ich sie vertraulich du;  
 Den Dienstag küßt' ich sie; roth sah sie nieder;  
 Die Mittwoch' küßte sie mich zärtlich wieder.  
 Den Donnerstag drang sie auf einen Schwur;  
 Ich schenkt' ihr Frentags eine Perlenschnur;  
 Sonnabends wagt' ich kleine Schäferereyen,  
 Allein sie weint' und wollte um Hülfe schreyen.  
 Drob war ich Sonntags etwas aufgebracht,  
 Es war gerade in der Montagsnacht,  
 Da zog ein Wetter auf, ich lag im Bettes  
 Es blizt; die Thüre knarrt, im Nachkorsette,  
 Ein Lämpchen in der Hand, zwölf mocht' es seyn,  
 Schlüpfte sie gleich einer Heiligen herein.  
 Herr Pater, sprach das holde Kind mit Zittern:  
 Ich bin nicht gern allein bey Ungewittern,

Ich

Ich glaubte Euch noch wach — vergeiht! — Ich bot  
 Ihr liebreich meine Hand; sie ward blutroth  
 Und sträubte sich. Ich zog sie sanft herüber.  
 Die Kamp' erlosch; der Donner ging vorüber;  
 Der Mond schien hell; sie seufzte zärtlich Ach!  
 Der Geist war willig, doch das Fleisch war schwach.  
 Neun Monden drauf that Klärchen eine Reise,  
 Denn kurz — es ging ihr nach der Weiber Weise etc.

Der Herausgeber selbst hat von dem seinigen nur sehr wenig beygetragen. Die Beschreibung, welche er S. 97. von dem Walzer macht, ist so, daß man vor diesem Tanze erschrickt, und ihn für nichts weniger als den letzten Schritt zu — halten muß, wie er hier auch wirklich ist. Aber was für Energumenen müßten das seyn, die sich bey'm Tanz an des Mädchens Brust wiegten; und ausrufen könnten, wie der Dichter thut:

Welch' ein Glühen, Welch' ein Heben;  
 Welch' ein Regen neuer Lust;  
 Welch' ein Toben Brust an Brust;  
 Schlag auf Schlag, dieß Wonnebeben (?)  
 Ey komm u. s. w.

Unter den Beyträgen anonymen Dichter zeichnet sich Lycidas S. 57. von C. F. durch reine und einfache Sprache und wohlgeordnete Phantasie aus. Auch in einigen andern anonymen Stücken finden wir gute Verse; aber in keinem einen vorzüglichen Grad von Talent.

Im

Im Anhange stehen einige Gedichte auf  
Bürgers Tod, von Gleim, Liede, Loh,  
Heinhard und zwey von ungenannten Ver-  
fassern.

---